



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Des Liebsten Grab.

Irgendwo liegt ein deutscher Held
in Frankreichs Erde,
irgendwo liegt ein Grab im Feld —
ob ich's finden werde?

Kann kein Kränzlein legen drauf
und hätt' ich Flügel,
Gottes Sonne geht einsam auf
über dem Hügel.

Hängt das Kränzlein an meiner Wand,
ich schau's mit Schmerzen,
aber das Kreuz steht unverwandl
in meinem Herzen. August Sturm.

Die Prachtmenschen.

(Fortsetzung).

Roman von H. Nießsch.

(Nachdruck verboten).

Die alte Dame sprang lebhaft von ihrem Stuhl auf, fiel dem Gatten um den Hals und küßte ihn stürmisch.

„Ich merke, daß es wird, Hildegard,“ brummte Pracht lächelnd. „Hier ist soeben ein Liebespaar geworden. Wenn Hilde und Serfowitz das gesehen haben? Ich könnte ihnen nie wieder unter die Augen treten.“ Mit gut gespielter Verschämtheit hielt Pracht die Hände vors Gesicht.

„Ach Du! Du! Ich bin so glücklich. Ich halte es hier nicht aus, ich muß ihnen nach. Ich muß lauschen.“

„Alte!“ Doch Frau Pracht hörte nicht mehr. Leichtfüßig eilte sie durch den Garten davon.

Pracht sah ihr kopfschüttelnd nach: „Wenn die Liebe der Kinder schon so auf die Mutter wirkt, wie mag der Effekt dann bei den Kindern selbst sein?“

Behutsam und vorsichtig schlich Frau Pracht durch den Park. Als sie in die Nähe des kleinen Pavillons kam, der nach drei Seiten geschlossen war, aber in den Wänden runde Fenster hatte, hörte Frau Pracht ein leises „Bst!“ Sie erschrak und

fuhr leise zurück. Da glitt lautlos ein dunkler Schatten auf sie zu. Es war Hans Willibald: „Melde gehorjamst: der Jugendwächter von Brachthof. Keinen Schritt weiter! Dort drin sitzt ein Liebespaar, das will nicht gestört sein.“

In ihrer seligen Stimmung ging Frau Pracht auf den Scherz ihres Jüngsten ein: „Melde gehorjamst: Frau Venus! Ich komme, das Liebespaar da drin zu beschützen.“

„Wenn es so ist: Frau Venus darf passieren!“

Leise schlich Hans Willibald davon, Frau Pracht vorsichtig an die Rückseite des Pavillons heran. Das kleine Fenster war etwas geöffnet, sie konnte durch den Spalt den Pavillon übersehen.

Trotzdem es ziemlich dunkel war, konnte Frau Pracht die weißen Gesichter der darin Sitzenden deutlich erkennen. Es

waren Elenore und Hans Joachim. Jetzt hörte sie Elenore sprechen: „Es bleibt dabei, liebster Hans Jim. Wir sind einig.“

Das Mädchen neigte den Kopf zu Hans Joachim herüber. Frau Pracht hörte das leise, süße Geräusch eines Kusses.



Abmarsch neuer deutscher Truppen
von einer Station des westlichen Kriegsschauplatzes zur Kampffront.

Die erste die Hand auf das Geseh. „Gut, gut!“
Dann drückte sie davon. Sie mußte dem Gatten die Freuden-
botschaft bringen. Doch kaum war sie ein paar hundert Schritt
vom Pavillon entfernt, da hörte sie von der anderen Seite
flüsternde Stimmen. Eilig trat sie hinter den gewaltigen
Stamm einer uralten Buche, sie wollte nicht gesehen werden.
Jetzt erkannte sie auch die Stimmen:
Es waren Hilde und Serkowitz.

„Mein süßes Mädchen! Mein Dieb!“
hörte Frau Bracht den jungen Mann
flüstern. Dann drang wieder das cha-
rakteristische Geräusch ungezählter Küsse
zu ihrem Versteck. Die Lauscherin
sicherte leise vor sich hin: „In Brachthof
scheint heute alles zu küssen. Erst die
Alten und nun die Jungen. Da will
ich nicht stören.“

Als die Flüsternden sich langsam
entfernten, eilte auch Frau Bracht auf
flüchtigen Sohlen zu ihrem Gatten.

In der Nacht ging ein heftiges Ge-
witter über Brachthof nieder. Der Blitz
schlug in eines der Brachtischen Arbeiter-
häuser, zündete, und bald stand das
Haus in hellen Flammen. Von allen
Seiten kamen die Arbeiter und Bauern
zum Böschchen herbei. Der alte Bracht
war mit der Spritze des Gutshofes
zuerst auf dem Platz, dann rasselte die
Feuerspritze des nahen Dorfes heran.
Auch Hans Joachim und Hans Willibald
waren herbeigeeilt und beteiligten sich
bei den Rettungsarbeiten.

„Sind die Menschen alle gerettet?“ schrie Bracht dem
Dorfschulzen zu, der seine Mannschaften selbst kommandierte.

„Ja, Herr Bracht. Die Frau mußte herausgetragen wer-
den. Sie war schon ohnmächtig. Wir haben sie einstweilen zu
Vimmers geschafft.“

Da gellten laute Hilferufe durch die rauchgeschwängerte
Luft. Eine Frau stürzte mit aufgelösten Haaren, im Nacht-

„Was? Neut!“ „Energisch, wie auf dem Wassertrage-
flang die Stimme Hans Joachims, des Träumers. „Schulze,
die Reiter her! Eine Pferdebede.“

Schnell wie der Blitz war die Reiter an das brennende
Haus angestellt. Hans Joachim tauchte die Pferdebede in
das Wasser der Spritze und schlug sie um Kopf und Schultern.



Deutsche Soldaten bei der Holzkohle-Gewinnung.

Deutsche Soldaten sind unter Anleitung von deutschen Forstleuten mit der Schwälung
der Hölzer in den Waldungen Nordfrankreichs beschäftigt. Die so gewonnene Holzkohle
dient vielfach zum Heizen und Kochen in den deutschen Schützengraben.

Dann stieg er schnell und sicher die Reiter empor. Aus dem
Fenster des Schlafzimmers drang bereits schwärzlicher Rauch.
Eine Sekunde zögerte Hans Joachim, dann schlug er das
Fenster mit der durch die Decke geschützten Faust ein und stieg
in das Zimmer. Lautlos harrete unten die Menge. Es lag
allen wie ein Alp auf der Brust. Den Ältesten ihres Guts-
herrs hatten alle lieb.

Nach langen Minuten erschien Hans Joachims
Gesicht wieder am Fenster. Es war geisterhaft
bleich, die Augen quollen aus den Höhlen. Das
Kind hielt er im Arm. Er winkte, denn er
konnte mit dem Kind nicht auf die Reiter steigen.
Neben ihm züngelten bereits die Flammen, die
schützende Decke rauchte.

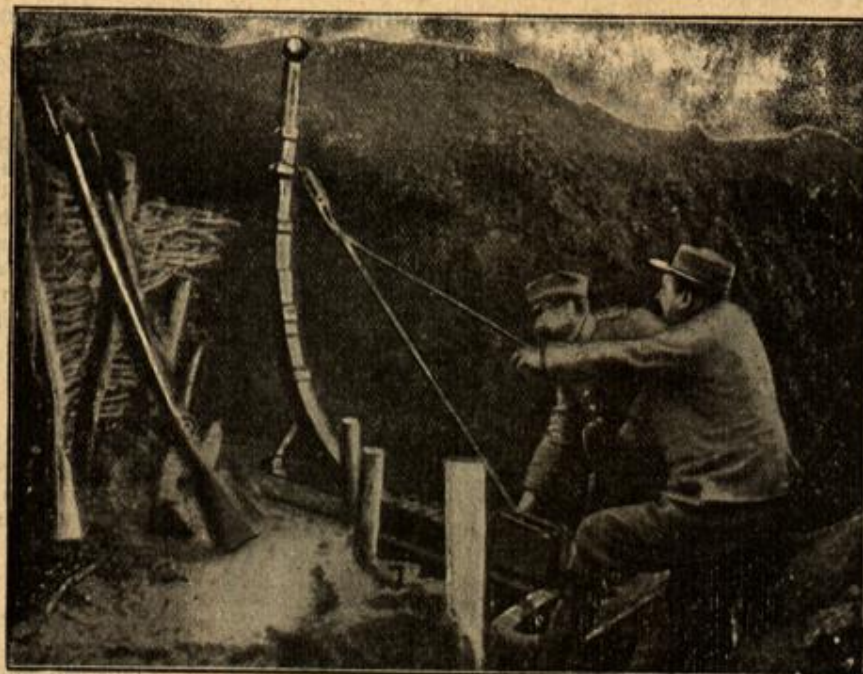
Wie ein Eichhörnchen kletterte Hans Willibald
die schwankende Reiter hinauf, während die Menge
unten ratlos stand und auf den Retter starrte.
Der Jüngere nahm seinem Bruder das leise
weinende Kind ab, stieg behutsam die Reiter
hinunter und legte es der aufschreienden Mutter
in den Arm. Hans Joachim folgte langsam,
taumelnd. Als er wieder festen Boden unter den
Füßen hatte, fuhr er wild mit den Armen in die
Luft und brach ohnmächtig zusammen. Die Hitze,
der Rauch und die lebenden Flammen hatten ihn
betäubt.

Im gleichen Augenblick stürzte mit Donner-
gepolter das Dach des brennenden Hauses ein.
Eine feurige Woge überschüttete die Umstehenden
und beleuchtete tageshell den weiten Platz. Am
Haus war nichts mehr zu retten. Man ließ es
ruhig brennen und schützte nur noch die Nachbar-
gebäude.

Frau Bracht war tödlich erschrocken, als man
ihr den ohnmächtigen Sohn brachte. Doch sie
jammerte nicht, sondern eilte geschäftig zu ihrer
Hausapotheke. Außer einigen nicht gefährlichen
Brandwunden an den Händen fand Frau Bracht

keine Verletzung. Nach einer halben Stunde hatten ihre Be-
mühungen Erfolg. Hans Joachim schlug die Augen auf: „Ist es
flüsternde seine Lippen. „Wie war Dein Haar so golden. Wie
feurige Woge wehte es um Dein Haupt.“

Frau Bracht hörte ihn flüstern und erschrock bestig. „Was
war das? Wer war diese Ilse? Oder war es nur Fieber-
phantasie?“



Französische Soldaten mit einem Katapult

der auf einen naheliegenden deutschen Schützengraben abgeschossen wird.
(Nach einer französischen Darstellung).

gewand, händeringend auf Bracht zu: „Mein Kind! Rettet
mein Kind! Es verbrennt.“

Hans Joachim war mit einem Satz bei der Frau: „Ist es
nicht mit Ihnen aus dem Haus getragen worden?“

„Nein! Es lag in seiner Wiege in einer Ecke des Schlaf-
zimmers. Die Männer haben es vergessen. Retten Sie mein
Kind, Herr Bracht!“

Gans Joachim richtete sich hastig auf: „Du bist es, Mutter! Was war denn geschehen? Ach so, der Brand! Ist das Kind gerettet?“

„Es ist gerettet und lebt. Sorge Dich nicht, mein Junge. Lege Dich wieder ins Kissen zurück und schlafe Dich gesund.“

„Gesund! Ja! Es ist so schwer, wenn eine Mutter ihr Kind verliert.“ Dann sank er ins Kissen zurück und fiel in einen langen, gesunden Schlaf. —

Am nächsten Morgen meldete sich Herr Lämmchen aus Gohrisch bei Herrn Bracht. Man war noch beim Frühstück.

„Lassen Sie ihn schnell eintreten, Franz. Du hast doch nichts dagegen, Mutter?“

„Nein. Ich kann Herrn Lämmchen dann gleich fragen, wie es seiner Frau und den Kindern geht.“

„Scheen fuden Morgen, meine Herrschaften. Verzeihen Sie kiedigst, daß ich Sie so früh verderangschriere, aber es läßt mir keene Ruhe nich.“

„Guten Morgen, Lämmchen. Was bringen Sie uns? Doch hoffentlich Gutes, denn Schlechtes haben wir in dieser Nacht und heute früh schon genug erfahren.“

„Ich hab's schon gehörd, Herr Bracht. Es dud mir leid, der junge Herr is doch nich verledzt?“

„Nein, ich danke, es geht ihm gut. Heute soll er das Bett noch hüten, morgen wird er wieder wohlauf sein.“

„Das freid mich. Aber es dud mir leid dun, daß ich gerade wegen dem jungen Herrn komme. Ich wer's lieber auf ee andresmal verschieben, wenn Sie kiedigst erlooben.“

Frau Bracht horchte auf: „Sie kommen wegen Gans Joachim, Herr Lämmchen?“

„Wenn Sie kiedigst erlooben, ebend wegen dem.“

„Reden Sie, bitte, Herr Lämmchen. Was gibt es? Ich will es wissen.“

„Soll ich nich lieber ee andresmal — —“

„Warum? Mein Mann und ich wir sind beide gesund und hören gern zu. Reden Sie nur, Herr Lämmchen und ohne Scheu.“

„Na, wenn Se's denn durchaus wissen woll'n, mir kann's egal sein. Ich due nur meine Pflicht, und die muß ich dun, sagde meine Frau. Die schick mich nämlich, denn ich hab' gar nischd gewußt. Aber die Weiber sin in Liebesachen immer heller wie unsereiner.“

„In Liebesachen? Wissen Sie denn etwas von unserem Gans Joachim? Schlechtes?“

„Iche nich, aber meine Frau, und Schlechdes is's wohl nich grade. Lämmchen, sagde meine Frau gesdtern zu mir, Du bistd Herrn und Frau Bracht so viel Dant schuldig, Du mußt's ihnen sagen. Das mußdel! Wenn se's vielleicht ooch anfangs für übel nehmen, aber Deine Pflicht mußde dun. Desderwegen bin ich nu hier.“

„Sie ängstigen mich, Lämmchen. Reden Sie endlich klar und deutlich, was Sie wissen.“

„Desderwegen bin ich Sie doch hier, Frau Brachten. Mir hamm doch jekt die scheene Sängerin aus Dräsen bei uns wohnen, das Freilein Steinau, was aber eegendlich 'ne Adlige is.“

„Was ist mit der Dame? Was hat denn mein Sohn damit zu tun?“ Frau Bracht war erregt und ungeduldig.

„Laß Herrn Lämmchen doch ruhig und zusammenhängend erzählen, Mutter. Du machst ihn durch Deine Zwischenfragen nur verwirrt und nimmst ihm den Faden!“

„Wenn man aber so unruhig ist, Bracht. Es handelt sich um Gans Joachim.“

„Erzählen Sie weiter, Lämmchen. Meine Frau wird Sie nicht mehr unterbrechen.“

„Was also die Sängerin is — übrigens ee sehr hiebsches Freilein, da is nu nischd zu sagen, — die hadd meine Frau schon ee paarmal mit Herrn Brachten zusammen gesehen.“

„Das ist nicht möglich!“

„Lasse Herrn Lämmchen zu Ende reden, Mutter. Er wird uns keine Lügen erzählen.“

„Wo war 'ch doch gleich schdecken geblieben? Ja sol Meine Frau had die beeden schon wiederhold zusammen gesehen. Merkschdenndeels bromenierden se im Walde, da, wo's recht einsam war. Meine Frau dad sie da nämlich schwarze Beeren suchen. Gestern früh hadse se wieder gesehen. Da hielt der junge Herr seinen Arm ums Mädchen geschlungen und dann haben se sich geküßt. Meine Frau weech nich, wie ofd, aber's is schon 'ne ganze Menge Male gewesen.“

„Bracht, hörst Du es nicht? Warum sitzt Du wie ein Stodfrick dal! Er hat diese Sängerin geküßt. Diese Theaterdame! Unter Gans Joachim.“

„Was soll ich dabei tun, Mutter? Soll ich der Dame die Küsse wieder zurückgeben?“

„Bracht, ich sage Dir, mir ist nicht zum Scherzen zumute. Mir ist bitter ernst. Gans Joachim liebt also diese Person, oder richtiger, diese Person hat es verstanden, ihn in ihre Netze zu ziehen. Nun wird mir alles sonnenklar. Darum ist er jekt so still, darum blieb ihm Elenore gleichgültig — — aber, wie wird mir denn? Alter! Gestern abend hat er Elenore geküßt. Am Morgen die Sängerin und abends die Rusinell! Verstehst Du das, Bracht? Ist das unser Gans Joachim? Man möchte veraweifeln.“

„Rätselhaft ist mir die Sache allerdings auch, Mutter, aber ich bitte Dich: Nur ruhig Blut. Es muß sich alles aufklären. So ganz kann sich unser Aeltester nicht zu seinem Nachteil geändert haben. Das glaube ich nie und nimmer. Dazu denke ich zu hoch von Deinem Liebling!“

„Du hast recht, Alter, daß Du mich beschämst. Denken Sie nichts Unrechtes von unserem Sohn, Herr Lämmchen. Es wird sich schon zur Zufriedenheit aufklären. Sie halten doch reinen Mund, und Ihre Frau auch?“

„Na, aber beerntse, Frau Brachten, mir wer'n doch nischd Beeses von Sie erzählen! Lieber däden mir uns die Zunge abbeihen, meine Frau und ich. Ich bin nur desderwegen gekommen, damid Sie's wissen. So meende wenigstens meine Frau.“

„Ich danke Ihnen, Lämmchen. Sie meinten es gut, das weiß ich. Essen Sie nun ein paar Bissen und trinken Sie ein Glas Wein dazu. Ich werde es Ihnen durch Franz ins Speisezimmer schicken. Kommen Sie gleich mit mir.“

„Wohin willst Du, Mutter?“

„Zu Gans Joachim. Ich muß Gewißheit haben. Die Unruhe tötet mich sonst.“

„Aber sei vorsichtig und schön, schön ruhig, Mama! Gans Joachim ist kein Kind mehr, außerdem ist er schonungsbedürftig.“

„Sei unbesorgt, Bracht. Ich bin ganz ruhig. Unheimlich ruhig. Jekt alteriert mich gar nichts mehr. Kommen Sie, Lämmchen.“ — — —

Frau Bracht saß am Bett ihres Sohnes und hielt seine Hand in der ihren. Sie bemühte sich, ruhig, leidenschaftslos zu sein. Lämmchen war soeben bei uns, Gans Joachim. Er hat uns von Dir erzählt.“

Gans Joachim richtete die Augen forschend auf die Mutter. Er war noch sehr blaß und sein Blick war verschleiert.

„Er hat Euch von mir erzählt? Lämmchen? Was soll das heißen?“

„Er erzählte, daß Du — daß — —.“ Frau Bracht warf sich plötzlich laut aufschluchzend über das Bett des Sohnes: „Warum hast Du mir das angetan, Gans Joachim. Ich habe stets so groß von Dir gedacht, Dich mehr geliebt, als je eine Mutter ihren Sohn lieb hatte.“

Gans Joachim richtete sich im Bett auf, er war ganz faßl geworden.

„Mutter, liebe Mutter, was hast Du? Du sprichst in Rätseln und quälst mich!“

„Du hast mit der Dresdener Sängerin, diesem Fräulein Steinhausen, oder Steinau, ein Verhältnis. Frau Lämmchen hat als unfreiwilliger Zeuge gesehen, wie Ihr Euch küßtet.“

„Wir haben uns lieb, Mutter, schon seit Monaten. Wenn ich es vor Dir verbarg, geschah es nur, weil ich Dir nicht wehe tun wollte. Ich hoffte, Du würdest Deine Ansichten über die Angehörigen der Bühne doch ändern.“

„Diese Ansichten werde ich nie ändern, Gans Joachim. Nun schon gar nicht mehr, nachdem soeben erst eine solche Dame mir das schlimmste angetan hat, was einer Mutter geschehen kann. Sie hat mir nicht nur Deine Liebe, sondern auch Dein Vertrauen geraubt. Das vergesse ich ihr nie.“

„Du irrst Dich, Mutter.“ Gans Joachims Gesicht wurde ernst und hart. „An Ilse hat es nicht gelegen, daß ich kein Vertrauen zu Dir hatte. Sie quält das Geheimnisvolle, das über unserer Liebe liegt, schon lange. Sie hat mich oft genug beschworen, meinen Eltern alles zu enthüllen. Du allein trägst die Schuld, daß ich es nicht tat.“

„Ich trage die Schuld? Gans Joachim, ich? Das kannst Du Deiner Mutter sagen?“

„Verzeihe mir, Mutter, aber es muß einmal gesagt werden, Du bist die vortrefflichste aller Frauen, nicht nur Deine Kinder und nächsten Angehörigen preisen Dein gutes Herz. Woher kommt nun der starre Hochmut, der in Dir gegen die armen Theatermenschen lebt? Du selbst hast durch Deine Heirat gezeigt, daß Du Deine Liebe über den Adel sehest!“

(Fortsetzung folgt.)

Die fahlen Strahlen des Mondlichtes drangen auch in jenes versteckte Winkelchen des Schlachtfeldes, dorthin, wo zwei Schritt voneinander zwei erschossene Menschen lagen, ein Deutscher und ein Russe.

„Wasser, Brei, Wasser.“ brüllte der Russe in Todesangst und suchte mit zitternden Fingern vergeblich die leere Feldflasche des Deutschen zu erfassen; dann sank er kraftlos zurück. Mehrere Minuten lang hörte man nur das ruspfeifende Geräusch eines die mageren Herbsthalme abfressenden Pferdes, wohl das des sterbenden Russen.

Plötzlich richtete sich der deutsche Feldwebel hoch, mit gläsernen, irren Augen blickte er sich um; als er den Russen gewahrte, nickte er.

„Ja, Kamerad, ich will Dir wohl von mir erzählen, es ist nicht viel, nicht viel — wie sollte ein Oberlehrer, ein Pastorssohn —. Eine Mutter hab ich daheim —. Herrgott, ich darf ja nicht sterben —.“ Im verzweifeltsten Schmerz griff der Deutsche an seine wunde Brust und ein schwaches, röchelndes Stöhnen entrang sich seinen Lippen, während er sich zu dem Russen herumwarf, den seine brechenden Augen schon nicht mehr zu erkennen vermochten. „Ich hab auch ein schwarzes Mädchen, die Liesel, meine Braut — nein, nicht sterben — ich hab sie lieb und muß Dankeschuld bezahlen. Ihr Vater, der Selbstmörder, half meinem einst aus großer Not. Wer soll die Tochter des Bankrotteurs heiraten, wenn nicht —.“ Der Soldat schloß die Augen, ein stetig anwachsendes, kreisendes Summen und Säusen dröhnte ihm in den Ohren. „Unfinn“, flüsterte er, „solch ein Mädchen macht ihren Weg, sie —.“

Die Lippen des Mannes schwiegen, im Geiste sah er die Gestalt eines Mädchens. Er lächelte, das Sterben war schön. Die Liesel hatte aber schwarze Haare und dieses Mädchen war ja blond —. „Herrgott, nie im Leben — aber schön ist das Sterben und gut ist's auch —.“

Friedlich lagen sie nebeneinander, der tote Russe und der tote Deutsche.

Das Rosakampferd weidete ruhig weiter, der Geruch von Tod und Blut war ihm längst vertraut und störte es nicht mehr.

Die alte Pastorin saß auf dem Sofa. Die Arme hatte sie auf den Tisch gelegt und den Kopf in die gefalteten Hände gestützt, aber er fand kein Gebet, keinen Gedanken, keine Träne.

Liesel hielt den Brief noch in der Hand; ratlos streichelte sie das Haar der Greisin. In ihrem guten, energischen Gesicht lag mehr Mitleid als abgrundloser bräutlicher Schmerz.

Da öffnete sich die Tür. Auf der Schwelle stand ein schlankes, blondes Mädchen mit totenbleichem Gesicht. Sie war seit Kriegsbeginn häufiger hier, die Komtesse. Wortlos setzte sie sich zur Pastorin, wortlos umschlang sie die alte Frau. Wie instinktiv erwiderte die Mutter des Toten die Umarmung und nun fand sie Tränen. Die Komtesse aber weinte nicht.

Da ging Liesel hinaus, sie fühlte, hier war sie erst die Dritte.

Der große bescheidene Junge, fern in Rußlands Erde, hätte im Leben sicherlich sich nie eingestanden, nie gemerkt, was ihm der Schlachtentod als Vision brachte.

Selle Winteronne drang in das freundliche Privatzimmer des großen Krankenhauses.

Die kleine Frau Oberst saß in einem Stuhl vor dem Fenster. Ihr Jüngster, ein großer, stämmiger Bräutigam stand neben ihr, er hatte die eine Hand zur Faust geballt, mit den Fingern der andern trommelte er nervös an der Scheibe. Schwester Frieda, die das Bett frisch bezogen hatte, entfernte sich geräuschlos.

„Mutter“, sagte der junge Mann, sich umwendend, und seine Stimme ließ, obwohl sie halb zornig und halb bittend klang, eine große Zärtlichkeit nicht verkennen.

Die Mutter faßte des Sohnes Hand, die sie in hilfloser Angst drehte.

„Bruno, mein Junge, vor drei Wochen begruben sie in Frankreich unsern Gerhard, Deinen Bruder. Rudi liegt in diesem Augenblick auf dem Operationstische. Bruno —“ und die Stimme der kleinen Dame zitterte — „zwei Söhne habe ich dem Vaterlande geopfert, der letzte gehört der Mutter. Dich darf es mir nicht nehmen.“

Bruno wollte antworten, da wurde die Tür aufgerissen und auf der Fahrbohrte rollte man einen jungen, wachbleichen

Mann herein, den zwei Krankenwärter mit größter Behutsamkeit in das Bett hoben. Der Kranke war ohne Bewußtsein.

Die Oberstin zuckte zusammen und ging in fieberhafter Erregung auf den Arzt zu, der ebenfalls ins Zimmer trat. „Herr Stabsarzt, er hat noch beide Arme! Wäre es möglich, das Gottesglück, sollte doch noch der rechte gerettet?“

Der Doktor betrachtete aufmerksam seine Fingerspitzen und sah dann mitleidig in das vergrämte Gesicht der alten Dame.

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Eine Amputation ist nicht angängig, es liegt Sepsis vor. Ihr Herr Sohn wird den heutigen Tag nicht überleben.“

Die Oberstin griff, wie einen Stützpunkt suchend in die Luft. Der Arzt wollte zuspringen, doch da hatte sie Bruno bereits umschlungen.

„Mutter, Mütterchen, ich bleibe bei Dir.“

Der Arzt entfernte sich, es gab ja so unendlich viel zu tun. Eine Diaconissin ließ sich neben dem Bette des Kranken nieder. Behutsam geleitete der Jüngling die Mutter zum Sessel zurück und setzte sich neben sie, indem er ihre kleinen zarten Hände fest in den seinen hielt.

Mit schmerzender Brust, aber fast gedankenlos blickte die Oberstin auf das stille Gesicht in den Kissen und fester drückte sie die Hand des Jüngsten.

Brunos Gedanken und Gefühle wirbelten wild durcheinander. Da war das Erbarmen mit der Mutter, der Schmerz um die Brüder und im tiefsten Innern eine fast zornige Bitterkeit: er sollte nicht die Brüder rächen, nicht teilnehmen an dem heiligen Kampfe.

Leise erhob sich jetzt die Schwester und deutete, zur Oberstin gewendet, auf ihren Stuhl.

„Es geht zu Ende, ruhig und schmerzlos“, flüsterte sie. Mit zitternden Knien begab sich die alte Dame an das Bett ihres Kindes und ergriff die Hand des Bewußtlosen.

Die Blicke der Mutter sahen sich an den edlen feingeformten Zügen fest. In diesem Augenblicke fiel aller eigene Jammer von der Frau ab, nur der eine brennende Wunsch beherrschte ihr Herz, der Wunsch, ihrem Kinde noch etwas zuzuliebe zu tun um jeden, aber auch jeden Preis.

Fast schien es indessen, als wollte der Totwunde schlafend in die Ewigkeit hinübergehen. Doch nein, er öffnete noch einmal die Augen, klare, dunkelbraune Augen.

„Mutter“, kam es schwach über die bleichen Lippen, die ein leises Lächeln umspielte. „Bruno.“

Da legte die Oberstin ihre beiden Hände an die Wangen des Sohnes.

„Junge, mein Junge, wünschtest Du etwas? Was kann ich —?“

Um den Mund des jungen Kriegers zuckte es, als ob er antworten wollte, aber während das Lächeln blieb, irrten die Blicke schon ins Wesenlose.

Jedoch noch einmal leuchtete es in den Augen auf und deutlich, wie von weit her, kamen die Worte: „Deutschland — Der Sieg wird unser — aber alle, alle —“ leicht bäumte sich der Körper auf, „alle müssen —“

„Gnädige Frau, wollen Sie Ihrem Sohne selbst die Augen ausdrücken?“ fragte nach mehreren Minuten die Diaconissin leise.

Stumm verrichtete die Mutter das letzte Liebeswerk. Unbeholfen in seinem Schmerz und seinem Bedürfnis zu trösten, streichelte Bruno die Hand der Mutter.

„Ich bleib Dir ja, sieh, ich will ja nicht —“

Langsam wandte sich die Oberstin um und einen Blick, wunderbar ernst und seelengroß richtete sie auf ihren Sohn.

„Alle müssen sie, alle. Hast Du es nicht gehört, Bruno? Geh mit Gott, mein Jüngster, mein Lieber. Er erhalte Dich mir.“ — — —

Auf die Bettdecken des vorgehobenen Feldlazarets peitschte der Sturm den Regen. Doch wird das Unwetter überhört durch das Donnern der Geschütze. Die Schlacht ist im Gange.

In seinem Gummirock steht der härtige Stabsarzt der Landwehr, bereit seines Amtes zu walten.

Da, der erste Verwundete, zwei Krankenträger bringen ihn, sitzend auf seinem Gewehr. „Hinauf auf den Tisch, aufgeschritten das Hosenbein. — Fleischwunde, Sergeant, machen Sie das.“



Übung im Lanzenfechten bei der deutschen Kavallerie. Nach einer Skizze von E. Hofang gezeichnet von O. Gerlach.

Unse
machten
weitere
Erfolge
Spitzen d
Russ
unter sta
300 Gefe

TU

In
von Hper
mit Erfo
tamin, fü
In d
reine M
der fein
Berthes
Zwif
überieka
Am
joen her
unfere G
Ein
hendling
schen w
Ein
die Luft
scheinend

Auf
lichtend
Masch
wieder 1
Gefangen
Russ
möglich
Die Ruf
worfen
Auch
Russen e
einer gr
ioren.

Im
schall
des Gen
bündeten
ganze ru
ungarisch
in die M
und über

Schon kommt der nächste. Ist schon schwerer, Granatsplitter im Kopf. Binsette her. — Hat Glück gehabt, der Kerl, diesen Schädel —

Mehr und immer mehr Verwundete werden gebracht. Der Stabsarzt arbeitet, daß ihm der Schweiß auf der Stirne steht. Ein Geruch von Chloroform, Aether und Jodoform erfüllt die Luft und benimmt den Atem.

„Weiter.“ Der Arzt wäscht sich zum fünfzigsten Male die Hände. Als er sich nun umwendet, wird er freibleich und stürzt vorwärts zum Operationstisch. Gerade knöpfen die Sanitäter dem blutjungen Leutnant den zerfetzten Uniformrock auf.

Der Doktor greift mit der Hand an seine Stirn. Einen Augenblick stiert er fassungslos auf den starren Körper. „Meiner.“ flüstert er, dann gibt er sich einen Ruck. Nur einen Blick wirft er auf die schreckliche Wunde.

„Rudeden.“ Geister stößt er es hervor. „Drüben in die Ecke. Bescheid sagen, wenn es vorbei ist. Na, auf was wartet Ihr noch? Den Nächsten.“

Weiter geht die furchtbare Arbeit.

„Herr Stabsarzt, der Leutnant ist gestorben,“ meldet nach einer halben Stunde ein Sanitätsunteroffizier.

„Es . . . es ist gut, Geben Sie mir das große Skalpell dort — so.“

Gescheitert.

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Gelling.

(Nachdruck verboten.)

„Ja,“ fuhr die Hausfrau fort, „Frau von Reichenhausen ist das belebende Element von Neuburg. Die reißt alle mit sich, wenn sie in Gesellschaft ist.“

„Kokett ist sie,“ setzte Herr von Hartmann hinzu. „Das ist eins von den „Weiblein“, von denen ich Ihnen vorhin sprach, Herr Müllers. Bei der findet der Mensch erst Gnade, wenn er Marquis ist!“

„Aber, Potbar!“

„Buttchen“ machte sich ans Abräumen.

Die Sonne stand schon hoch, als Müllers sich von seinen liebenswürdigen Seeburgern verabschiedete.

7.

Goh von Reichenhausen aß mit im Kasino.

„Ich wollte mich nicht rar machen, Kinder!“ sagte er zu den Jüngeren.

„Wollen Sie ein Glas Wein mit mir trinken, Reichenhausen?“ fragte ihn Brandenburg.

„Lieber Charlie — zu viel der Ehre!“

Man setzte sich.

„Deef ist auf der Jagd. Ich übernehme somit als Mitglied des Kasino directoire das Präsidium,“ erklärte Brandenburg. „Sie sind hoffentlich nicht böse, daß Deef mit seinem ewig sauren Gesicht mal nicht zugegen ist.“

„Er ist tatsächlich einer der hervorragendsten Vertreter der alkalischen Säuerlinge,“ sagte Fedor. „Liegend aufzube-wahren!“

Man lachte. Brittwitz rief: „Pst — pst!“ In der Tür erschien Oberleutnant Müllers. Er verbeugte sich und ging mit wenigen Schritten zum Tischvorstand.

„Verzeihung wegen der Verspätung — ich war dienstlich verhindert.“

Da schon die Suppe aufgetragen wurde und alle anderen Tischteilnehmer bereits Platz genommen hatten, mußte Müllers am unteren Ende der Tafel, neben den Fahnenjüngern Pullmann und Spinner, Platz nehmen. Die Jünger hatten gestern eine Besichtigung vor den Augen des Regimentskommandeurs gehabt und dabei gut abgeschnitten. Heute waren sie durch Regimentsbefehl zu Gefreiten befördert worden und hatten somit — wie sie ein um das andere Mal, bald von diesem und bald von jenem, zu hören bekamen — den höchsten Grad der Gemeinheit erreicht.

Das Kasino war so alt wie das Dragonerregiment „Graf Schütz“, seit es in Neuburg garnisonierte, und das war nun schon nahezu dreißig Jahre her. Man sah es der Einrichtung an, daß das Regiment zu den ältesten und erlesensten der Armee zählte. Breite Goldrahmen liefen um die Ölgemälde, welche die großen Flächen der Wände deckten. Die Darstellungen führten bald in den Krieg von 1870, bald in das Jahr 1866, wo von Neuburg aus eine der drei preussischen Heereskolumnen siegreich auf Königsberg losmarschiert war, bald wieder in die schlesischen Kriege, die der große Friedrich geführt hatte. Ueberall, zwischen den dichtgedrängten Gegnern, glänzten die stolzen Reiter und Rosse des Regiments, hier auf Bedette, dort als kühne Patrouilleure, dort in blutreicher, rühmlicher Attacke.

Auch die Porträts der Regimentschefs und der jeweiligen Kommandeure — einer stattlichen Zahl — waren, entgegen der Gepflogenheit minder feudaler Kasinos, in Oel ausgeführt, und die vielen alteinsachen Wappen auf den übrigen freien Plätzen der Wände dieses Speisesaales legten Zeugnis dafür ab, daß niemals früher mit der Tradition, hier nur dem alten, erbgeerbten Adel eine Heimstätte zu bauen, gebrochen worden war.

Silber, Kristall und Meißener Porzellan deckte die Tafel. Das Gewächshaus des Regiments, das an einem Ende des Kasino Gartens stand, lieferte die Blumen, die nie als mittäglicher Tafelschmuck fehlten.

Neben Charlie Brandenburg, dem Adjutanten, und Goh von Reichenhausen saßen die Leutnants des Regiments: Tellwitz, Lipinsky, Graf Troß, Graf Urenburg und „die beiden Wellensittiche“ Leinsdorf und Brittwitz. Dann folgten der Vizewachtmeister der Reserve Graf Borstorf-Schloßfitten, der Oberarzt der Reserve Dühringer und die Fahnenjunker. Mehr als zehn bis zwölf Herren waren es selten, die am gewöhnlichen Mittagstisch teilnahmen. Von Zeit zu Zeit stellte sich noch der Assessor des Landrats ein, ein Herr von Perlstedt — aber der war jetzt auf Musterungsgeschäften.

Gäste hatte der Mittagstisch in der Woche selten. Diese erschienen zu den Regimentsabenden im Winter, zu den „grünen Essen“, den Jagddieners, die als Liebesmahl etwa alle zwei Monate gefeiert wurden. Bei solchen Anlässen war dann in der Regel der ganze umwohnende Adel zugegen, die Ritter von Ar und Salm. In der Woche aber ging es einfach her. Deef, als Kasinovorstand, verwöhnte die Herren nicht. Es gab eine Suppe und zwei Gänge, hinterher Käse oder Pudding. In knapp dreiviertel Stunden war abserviert.

Die Unterhaltung war in der Regel keine übermäßig laute. Zuweilen brachte der Sekt etwas Stimmung. Nur „die beiden Wellensittiche“, diese bildhübschen jungen Däse des Regiments, die erst im Sommer des letzten Jahres die Epau-letten bekommen hatten und die immer zusammenstodten, immer voll Heimlichkeiten, immer voll Redereien, sicherten mitunter wie zwei Badfische. Beide standen sie im stattlichen Alter von neunzehn Jahren.

„Werden wir uns in Seeburg zu dem Fest Champêtre sehen?“ fragte Udo Charlie Brandenburg seinen Nachbar.

„Ich hatte keinen Grund, abzusagen,“ antwortete Fedor. „Die Deutschen sind ja schließlich ganz possierlich, und da das gesamte Regiment dort verkehrt, schwimme ich gern mit dem Strom. Die Tochter ist ja allerdings noch nicht ganz flügge.“

„Sie ist ein Jahr lang in Pension gewesen, sonst niemals aus Seeburg herausgekommen. Eine Großstadt wie Breslau kennt sie nur vom Hörensagen. Das Mädel müßte noch mit unseren beiden Eittichen auf der Schulbank sitzen.“

Leinsberg räusperte sich.

„Na, erlauben Sie mal, Brandenburg! Das haben Sie sich wohl nicht richtig überlegt —“

„Das werden Sie zurücknehmen, hoher Herr!“ setzte Brittwitz hinzu.

„Fällt mir gar nicht im Traume ein. Und übelnehmen gibt's überhaupt nicht. Prost, meine Herren Kesthäkchen!“

Nach einer Weile fuhr der Regimentsadjutant fort: „Es blüht Ihnen übrigens eine Ueberraschung, Reichenhausen! Sie werden endlich Frau Asta Jelsen kennen lernen. Sie kommt mit ihrer Schwester, die ebenso eine kleine Krabbelpuppe ist wie Buttchen Hartmann, nach Seeburg.“

„Sie scheinen sich ja ordentlich was von dem Fest zu versprechen,“ sagte Fedor.

„Wie man's nimmt. Ihre Kusine kommt doch auch — wie?“

Fedor zuckte mit den Achseln.

„Gabe keine Ahnung!“

„Und dabei stecken Sie doch den ganzen Tag bei Ihren Verwandten.“

Der Doktor stellt mit der Hand an seine Ohren. Er schreit: „Hörst du nicht, wie er schreit?“

„Das ist zu viel behauptet. Ich esse für gewöhnlich bei dem charmanten Herrn Goldammer im Hotel zu essen. An der Küche ist wirklich nichts zu tadeln.“

„Ja, das muß man sagen, dieser Goldammer legt sein Herz in seine Küche. Er ist nicht umsonst Hofkoch beim Fürsten von Putbus gewesen.“

„Solche Leute kann man immer brauchen.“

Die Tischordnung reichte zu der Fleischspeise Kartoffeln herum.

„Danke!“ sagte Fedor abwehrend. „Kartoffeln esse erst in Amerika.“

Man lachte. Tellwitz erzählte von einem amerikanischen Hotel, in dem sämtliche Angestellte, vom Direktor bis zum Auskutschknecht, ehemalige deutsche Offiziere seien.

„Man hat mir die besten Namen genannt,“ setzte er hinzu.

„Also vollkommen standesgemäß.“

„Die Hauptsache ist immer, daß man in seinem Kreise bleibt.“

Leutnant Graf Troß fügte seinerseits hinzu, ihm sei ein Graf, ein richtiger Graf Siersdorf genannt worden, der sei als „Ober“ in einem New Yorker Volksspeisehaus tätig. Ein früherer Kamerad habe ihn in dieser Kajchemme einmal aufgesucht und ihm Vorhaltungen gemacht, daß man doch unmöglich in einem solch schmierigen Lokal essen könne. „Essen allerdings nicht,“ hatte Siersdorf geantwortet, „aber verdienen!“ Tatsächlich habe dieser Graf Siersdorf dann nach beendeter Geschäftszeit mit seinem alten Kameraden in einem erstklassigen Hotel New Yorks zur Nacht gespeist.

„Eine Geschichte, die sich hören läßt,“ meinte Fedor. „An dem Manne ist nichts auszusehen, und so non vero —“

Brandenberg hatte Sekt anfahren lassen.

„Es ist deutscher,“ sagte er ziemlich laut.

Bernhard Müllers merkte die Anspielung. Sie war ihm nicht mehr neu. Aber er ließ sich nicht mehr aus der Ruhe bringen.

„Hat sich eigentlich nun Ihr Vetter von der königlichen Zweiten,“ lenkte Leutnant Lipinsky das Gespräch ab, „dazu überreden lassen, auf Urlaub zu gehen?“

„Nein, keineswegs. Der ist nu mal vom Soldaten gebissen. Dem hilft kein Gott!“

„Und dabei hat sich der Stabsarzt den Mund in Franzen geredet.“

Ein blinder Hesse merkt ja, daß er sich mit seiner Diensthuberei kaputt macht. Schließlich ist er doch kein Jüngling mehr.“

„Sie müssen das mal Ihrer Frau Rufine klar machen.“

„Was?“

„Nun — daß er ausspannen muß! Wir haben ja bereits ein trauriges Exempel in dieser Hinsicht erlebt. Beim seligen Felsen fing's genau so an —“

„Gauschmeister, die Lichter!“ rief Brandenberg.

Bernhard Müllers stand auf und ging ins Nebenzimmer. Eine Ordonnanz brachte ihm die Abendzeitungen.

Im Speisesaale wurden Vikore und Zigarren herumgereicht.

„Wenn dieser Feldbombist doch wenigstens spielen wollte,“ sagte Troß, als Müllers draußen war. „Er soll ziemlich warm angezogen sein.“ Troß machte die Bewegung des Geldzählens.

„Ich glaube, es spielt sich auch ganz gemütlich wenn wir unter uns sind.“

„Ich habe nichts dagegen.“

„Machen Sie im Spielzimmer Licht, Ordonnanz!“

„Zu Befehl, Herr Graf!“

Eine Viertelstunde später saßen die Herren bei einer Partie Quinze.

8.

Die Eskadrons rückten zum Parademarsch zusammen. Sie hatten eine heiße Attacke hinter sich. Jetzt gab es noch eine Pause. Die Dragoner saßen ab. Alle Gesichter waren gebräunt. Jenseits des Exerzierplatzes, nach Wohlau zu, dehnten sich wogende Weizenfelder. Der Sommer war mit Macht gekommen. Die Ausläufer des Riesengebirges prangten im dichten Laubschmuck.

Die beiden Wellensittiche oder, wie sie sich selbst zu bezeichnen pflegten, „Seiner Majestät schönste und schneidigste Reiterleutnants“, Prittwitz und Leinsdorf, hatten den Helm abgeworfen und saßen sich im Grase, der eine rüchlings, der andere der Länge nach auf dem Bauche ausgestreckt, von der Sonne bescheinen.

„Hast Du noch einen Tropfen zu trinken mit, Gusti?“ fragte Leinsdorf. „Mir ist die Kehle miserabel ausgetrocknet.“

Prittwitz nickte.

„Schon kommt der nächste.“ „Ich schon später.“ „Er kommt im Kopf.“ „Bleibst du hier?“ „Ich schon später.“ „Er kommt im Kopf.“ „Bleibst du hier?“ „Ich schon später.“

„Glück muß der junge Mann haben — ich habe tatsächlich eine halbe Kotspon in der Satteltasche. Geh hin, mein Sohn, und hole sie.“

Leinsdorf rief nach dem Dragoner Meyer 8.

Er war viel zu faul, aufzustehen. Erst als der Bursche mit dem Fläschchen wiederkam, richtete er sich auf, und als er getrunken hatte, sagte er: „So, alter Bey, nun bin ich wieder Mensch!“

„Wohingegen Du gestern nacht erklärtest, Du fühltest Dich wie ein Gott.“

„War auch so! — Oder sag, hast Du Dich nicht selbst pompos amüsiert? Diese kleine Sifter von Madame Felsen war doch entzückend!“

„Greck ist sie.“

„Das liebe ich. Ich bitte Dich: sie ist doch erst siebzehn! Ein süßer Rader — wie?“

„Nann sein. Ich habe mich mit Elisabeth von Hartmann sehr gut unterhalten.“

„Mit Puttchen? Richtig! Ihr zwei stедtet ja den ganzen Abend zusammen. Das siel direkt auf.“

„Hoffentlich hast Du nichts dagegen —“

„Ich denke nicht daran — ich meine nur. Ich sah Dich mit heißen, roten Wangen und ewig fidel, übrigens vergnügt ist die Susse Röchling auch, das muß man sagen. Man ist gleich so bekannt mit ihr, als ob man schon seit Jahren mit ihr zusammen wäre. Da ist nichts Steifes, Zeremonielles, Konventionelles.“

„Man muß es den alten Hartmanns lassen, sie verstehen es, ein nettes Gartensfest zu arrangieren.“

„Es ist aber auch ein ausgesucht schöner Besitz, bester Gusti. Wer sich da einmal hineinsetzt —“

„Und dieser Besitz hat einst meiner Familie gehört!“

„Ja, das ist das Los der Welt und dabei in diesem Falle noch Glück im Unglück. Deprimierender wäre doch entschieden, wenn irgend so'n reichgewordener Bankier auf der Klutche säße.“

„Sehr richtig! Man hat ja leider Exempel von Beispielen.“

Leinsdorf zog sein Zigarettenetui und hielt es dem Kameraden hin. Dann sagte er: „Du — weißt Du, Gusti, was ich glaube?“

„Nun?“

„Ich glaube allen Ernstes — und meine Beobachtungen haben gestern auf dem Feste in Seeburg ihre Bestätigung gefunden — unser Oberleutnant Goh und seine schöne Rufine sind ineinander verliebt!“

„Teufel auch! Hilda Reichenhausen, meinst Du? Unsere beaulté par excellence? Und mit ihrem Vetter? Woher hast Du denn das?“

„Jedenfalls hab' ich mir's nicht aus den Fingern gezogen. Gewisse Bemerkungen hat man ja schon immer gemacht. Goh verkehrt — ich möchte sagen — Tag und Nacht bei dem Rittmeister.“

„Nein Gott! Sie sind doch Verwandte! Und dann ist doch schließlich die Auswahl, wie man in Neuburg standesgemäß verkehren kann, nicht übermäßig groß.“

„Wenn auch! Die Sache liegt entschieden tiefer. Du hättest die beiden nur mal beobachten sollen, wie Susse Röchling und ich das getan haben. Mit solchen Augen sehen nur Verliebte sich an.“

„Ihr seid ja ganz gefährliche Spione —“

„Man merkte den beiden an, daß sie nicht sonderlich böse waren, daß der gute Rittmeister nicht von der Partie sein konnte. Ich habe den Reichenhausenschen Wagen unterwegs mit meinem Dogcart überholt, und da habe ich gesehen —“

„Was hast Du gesehen?“

„Daß die beiden, Goh und die schöne Rittmeisterin, erschrocken auseinanderliefen. Sie hatte sich an ihn gelehnt. Sie waren beide sehr verlegen. Dies entre nous, wenn ich bitten darf.“

„Selbstredend! Hätte ich nie gedacht. Is ja aber auch möglich, daß Du Dich getäuscht hast.“

„Und noch Tisch war ich unbelauscht Zeuge einer Art Eifersuchtszene —“

„Alle Wetter! Wenn man eifersüchtig ist, dann ist es faul.“

„Euge ich auch. Die schöne Hilda wurde von unserem Artilleristen geführt, Goh führte Asta von Felsen. Und dieser, obwohl sie sich ja gleich nach dem Essen zurückzog, hatte Goh bei der Tafel offenbar zu sehr den Hof gemacht. Ich habe konstatiert, daß die schöne Reichenhausen Tränen in den Augen hatte —“

„Und Goh?“ fragte Prittwitz.

(Fortsetzung folgt.)

Düngungsversuche.

Versuche im Gartenbau anzustellen, dazu hat der Gartenfreund mehr Reigung und Zeit als der Berufsgärtner. Oft ist jener auch auf Versuche in der Kultur seiner Pflanzen angewiesen, da er besonders zu Anfang seiner gärtnerischen Tätigkeit vielfach im Dunkeln tappt.

Namentlich gilt unsere Behauptung in bezug auf die Kenntnisse der Bodenverhältnisse seines Gartens oder Feldes. Es ist allerdings auch zu viel verlangt. Kennen doch selbst erfahrene Gärtner in den meisten Fällen ihr eigenes Land nicht einmal recht. Sie wissen eben nicht, welche Nährstoffe für die Pflanzen darin enthalten sind und welche dem Boden fehlen. Und doch ist diese Kenntnis von weittragender Bedeutung für die Bewirtschaftung. Können sie doch vor allen Dingen das Land so düngen, daß sie wirklich Vorteil davon haben, ohne Geld unnütz zum Fenster hinauszuerwerfen.

Es hat keinen Zweck, etwa ein beliebiges Düngemittel,

auch wenn es dem Boden tatsächlich fehlen sollte, ohne gleichzeitig auch die andern der Erde einzuverleiben, die ihr fehlen. Einseitige Düngung hat keinen Nutzen und bringt nur Enttäuschung.

Um sich klar zu werden, was ein bestimmter Boden zur Ernährung notwendig hat, empfiehlt es sich, Düngungsversuche in folgender Weise anzustellen. Man teilt sieben, möglichst kleine Parzellen, etwa in der Größe von einem zu anderthalb Meter ab. Die ersten vier dieser Beete werden mit Düngerfall versehen, die übrigen bleiben ungekalkt. Im Herbst werden die zweite, vierte und sechste Abteilung mit Kali und Phosphat gedüngt und im kommenden Frühjahr die dritte, vierte und fünfte mit Salpeter. Auf diese Weise haben wir sieben Abteilungen, von denen die beiden äußersten ungekalkt sind. Der Gärtner vermag nun an dem Wuchse der darauf zu pflanzenden Gewächse nunmehr genau festzustellen, welche Nährstoffe seinem Garten oder Felde fehlen.



Generalleutnant Friedrich Fied, wurde in Anerkennung seiner Verdienste und der hervorragenden Tapferkeit seiner Truppen bei den französischen Durchbruchs-

versuchen in der Champagne durch die Verleihung der Schwerter zum Roten Adlerorden ausgezeichnet. Er wurde nach Ausbruch des



Krieges zum Kommandeur einer rheinischen Division befördert, der ein großer Teil des Erfolges in der Winterschlacht in der Champagne zu verdanken ist.

Oberes Bild rechts:
Deutsche Motorbootpatrouille auf dem Bodensee.

Unteres Bild links:
Der Verschönerungsrat vor der Erdböhle
Im Vordergrund ein Sanitätshund.

Unteres Bild rechts:
Ein Bewachungsturm mit Maschinengewehr im Kriegsgefangenenlager zu Rottbus.

Die Bewachung der rund 800000 Gefangenen, die in deutschen Lagern untergebracht sind und deren Zahl täglich wächst, nimmt eine große Anzahl von deutschen Truppen in Anspruch und erheischt angesichts der öfter auftretenden Widerständigkeit besondere Vorkehrungsmaßnahmen.

